

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 14

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennep'sche in Wort und Bild

Nummer 14 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 8. April 1922

— Karfreitagnacht. —

Von Edgar Chappuis.

Auf Golgatha, in schicksalschwerer Stunde,
Duldet der Herr der Erde Sündenwunde.
Gemeinen Mördern ist er zugesellt,
Der Heiland, der erlöst die ganze Welt!

Der heit're Himmel wird unheimlich fahl.
Des Volkes Menge spottet seiner Qual.
Roms Knechte tun gefühllos ihre Pflicht.
Kennen sie doch „der Juden König“ nicht. —

Der Heiland hängt am Kreuz und duldet stille,
Uns zu erlösen, da es Gottes Wille.
Wenn alle lästern, segnet noch sein Mund,
In dieser überird'schen, heilgen Stund . . .

Nun ruft des Heilands Mund: „Es ist vollbracht!“
Die Erde bebt und grausig finstre Nacht,
Läßt aus den Gräften viele Tote steigen. —
Die Spötter und Verächter zitternd schweigen.

Doch aus dem Dunkel ward das Heil geboren,
Da Gottesliebe uns zum Licht erkoren.
Des Heilands Tod mit allen seinen Schrecken
Kann uns im Glauben Seligkeit erwecken.

— Die vier Verliebten. —

Roman von Felix Möschlin.

14

Der Geschäftsmann, der zehn Tage weg gewesen ist, schüttelt ungläubig den Kopf; aber dann wandert er doch in den Saal, wo das Bild ausgestellt ist. Und recht abwehrend und zum voraus gegen alle Ueberrumpelung bis an die Zähne bewaffnet, rückt er langsam und feindlich gegen das Bild vor. Augen und Mienen höhnen: mich sollst du nicht düpieren! Aber das Bild kümmert sich nicht darum und gibt sich wie immer. Nach einer Weile beginnt der Geschäftsmann etwas unwillig nach links und rechts zu sehen, wo unbekümmert und laut gar viel Bewunderung geäußert wird. Massensuggestion, Massensuggestion, murmelt er, man wird ja ganz schwach. Das kommt davon, wenn das Werturteil fix und fertig in der Luft liegt, man kann sich seiner nicht erwehren. Und er schaut wieder aufs Bild. Da wird's ihm so seltsam warm ums Herz; ja, man merkt, daß es schon richtiger Sommer ist, sagt er zu sich selbst. Aber jetzt beginnt's ganz heiß in ihm aufzusteigen. Herrgott, das ist nicht der Sommer, aber was ist's denn? Vielleicht die Sehnsucht, auch zu blühen wie der Baum da? Ja, es wird so etwas sein, sagt er ganz ergeben. Recht eingetrocknet und verdorrt war ich ja

auch, man kann's nicht leugnen, und eigentlich wär's endlich auch an der Zeit, zu tun, was der Baum da tut. Und auf einmal kommt gar große Ungeduld und Eile über ihn. Hinaus, einem Automobil gerufen, hineingesessen, weit, weit, in ein Außenquartier. Da wohnen keine reichen Leute mehr. — Halt, Chauffeur, wieviel macht's? — Drei Franken. — Da sind fünf, nur behalten, nur behalten! — Besten Dank. — Schon gut! — Klingelingling. Ein altes, buckliges Mütterchen öffnet die Türe, eine vorsichtige Spanne weit. — Ist Fräulein Rebsamen zu Hause? fragt er. — Ja, sie ist zu Hause, tönt's langsam zurück. — Also, macht auf die Tür, die Tore weit! — Und die Türen gehen wirklich auf, und da sieht man zuerst nur Weißwaren, nur Weißwaren, nichts anderes. Und schließlich auch ein bleiches Mädchengegesicht. — Guten Tag, Lisa, sagt er. — Sie bringt kein Wort hervor. — Hast du etwas dagegen, sagt er, wenn wir in acht Tagen Hochzeit feiern? — Ach, warum sollte sie etwas dagegen haben. Sie liegt ihm an der Brust. Und nun sieht man auf einmal keine Weißwaren mehr im Zimmer, nur noch zwei Glücksche. — Aber wie kommt das alles? fragt sie endlich. — Still,

still, sagt er, wir wollen eben blühen, blühen! — Aber bis jetzt sagtest du doch... Still, still, ich hab' viel Dummes gesagt. Aber jetzt wollen wir blühen. Hörst du's denn nicht? — Sie hört's so gerne. Aber dennoch, es ist merkwürdig, wie neugierig so ein Mädchen ist, auch wenn es noch so stark vor Glück und Freude bebt. — Aber so mach' doch eine Andeutung, sagt sie. — Ein blühender Apfelbaum ist dran schuld, sagt er. — Und das glaubt sie ihm nun nicht einmal: Hahaha, ein Apfelbaum!

Da lachte Franz Blumer ob seiner eigenen glücklichen Gedankennarrelei und warf den Hut hoch in die Luft. Mag er meinewegen am Monde hängen bleiben. So hoch flog der Hut zwar nicht, aber herunter kam er auch nicht mehr, sondern spießte sich eigenwillig und energisch an einem Kirschbaumzweige auf.

Barhaupt wanderte Franz weiter. Erdgeist, Blütenflocken und Sonnenglanz waren um ihn, und als er über den Hügel herunterstieg, von wo aus schon das ganze herrliche Birstal mit Freuden zu sehen war, begann er zu singen: „Seht wie die Knospen sprießen aus jedem Zweig heraus“, das alte, banale Lied, das jeder in der Schule lernt und das jetzt so ganz anders klang, recht befreit und triumphierend, der wahre Sieges- und Freudengesang für einen Wandernden.

Oh, was er nicht alles malen wollte!

* * *

Rössli Geiger hatte keine fröhlichen Tage. Wäre nach jenem Abend mit dem Kuß auf der Bank vor der weiten Aussicht ein Brief von Hans Steiner gekommen oder noch lieber er selber, dann hätte alles auf die einfachste Weise gut werden können. Aber der Ingenieur, der doch damals so verliebt getan hatte, ließ nichts von sich hören. Vielleicht war ihm alles nur ein kleiner Scherz gewesen, wie man ihn sich erlaubt, wenn die Gelegenheit gerade so günstig ist, daß es Sünde wäre, sie vorübergehen zu lassen. Nun hielt ihn wohl dieses Fräulein Zumbrunner wieder fest. Ach, ihr selber hüpfte auch noch immer das Herz, wenn sie zufällig an den Maler dachte. Auf ganz unnötige, überflüssige und zwecklose Weise hüpfte es. Man konnte nichts dagegen machen. Alte Gewohnheiten, tröstete sie sich. Aber es war ein schlechter Trost. Jedenfalls ließ es sich nicht wegleugnen, daß sie nun recht verlassen dasaß: kein Maler und kein Ingenieur. Aus lauter Sehnsucht und Verzweiflung ließ sie zur Frau Doktor Schwarzwälder, die sich seit zwei Wochen wieder eifrig und hoffnungsvoll mit ihrer Genesung beschäftigte.

Aber die Frau Dr. Schwarzwälder war noch ganz erfüllt von ihrer Krankheit. Weil es ihr als das größte und reinstie Wunder erschien, daß sie das weiche Bett nicht mit dem harten Sarg vertauscht hatte, mußte sie allen Leuten erzählen, wer und was ihr geholfen und warum es geholfen habe. Darum blieb auch dem Rössli, das an seinen eigenen Schmerzen und Fragen schon genug zu tragen hatte, nichts anderes übrig, als eine Stunde lang ruhig dazusitzen und zuzuhören. Als sie wieder wegging, wußte sie zwar sehr viel von Fieberkurven und Herzschwächen und Mixturen und Pulvern, einmal täglich, zweimal täglich, so und so viele Eßlöffel voll, so und so viel Tropfen, eine

Messerspitze voll von dem, eine Messerspitze voll von jenem. Gegen die Krankheit der Frau Doktor Schwarzwälder wußte sie nun die allerbesten Mittel, aber für die eigene Krankheit war ihr auch nicht das kleinste helfende Pülverchen angeboten worden. Die Frau Doktor wird egoistisch, dachte Rössli und setzte sie von nun an in ihrem Verehrungstempel ein paar Stufen tiefer.

Sie bereute es, daß sie die Briefe des Malers verbrannt hatte. Sie hätte sie gerne wieder gelesen und sich in die guten Worte eingehüllt, wie man sich im Winter und im Sturm in warme Kleiderwickelt, und hätte vielleicht derart sich selbst und ihn wieder gefunden. Nun spürte sie, daß sie wahrhaftig die Schiffe hinter sich verbrannt hatte und daß es keine Rückkehr auf die glückselige Liebesinsel gab. Aber als sie in der Zeitung las, das Museum habe ein Bild von Franz Blumer angelauft und vom nächsten Sonntag an sei es zu sehen, schöpste sie neue Hoffnung. Zwar nicht am nächsten Sonntag, dafür aber am Dienstage darauf ging sie ins Museum, bezahlte gern und erwartungsvoll die fünfzig Rappen, die einem das Tor öffneten, denn nun wußte sie, daß sie allein sein durfte. Behend, fast hüpfend, stieg sie hinauf bis unters Dach, wo die Bilder hingen, dem Himmel, wie es sich gehörte, am allernächsten. Im Sommer wurden sie vielleicht etwas allzu heiß von der Sonne beschienen, im Winter waren sie vielleicht etwas allzu stark der Kälte ausgesetzt; aber derart standen sie dem menschlichen Leben näher, Hitz und Kälte spürend wie wir, jedes ein Stückchen Himmel, das die Hand eines Meisters vom großen, unendlichen Himmel, der über aller Welt hängt, heruntergerissen hatte, vom Himmel, der seit Anbeginn der Welt mit Sehnsucht darauf wartet, aller Menschen reiches Eigentum zu werden und es doch immer noch nicht ist.

Sie ging mit reuigem Gemüt von Saal zu Saal. Bei Holbein hatte sie etwas abzubitten und auch bei dem mutigen, farbensfrechen Bilde, das ihr damals den dummen Ausruf entlockt hatte. Dann stand sie auf einmal in dem kleinen Raum, wo die neuesten Erwerbungen hingen. Stolz war sie, daß auch er jetzt sich zu diesen andern gesellt hatte, die als Meister verehrt oder doch wenigstens geachtet, wenn auch nicht immer geliebt wurden. Sie brauchte nicht lange nach seinem Bilde zu suchen. Ganz allein stand sie ihm gegenüber, und je länger sie schaute, desto ruhiger und befreiter wurde ihr zumut. Hoch in der Luft schwebte der Seiltänzer, und mehr und mehr schwebte sie wie erlöst von so viel Kleinlichem und Kümmerlichem zum ihm hinauf. Trug er nicht seine Züge? Ach, warum hatte er nicht früher ein solches Bild gemalt! Dann hätten sie die letzten schlimmen Tage nie durchmachen müssen. Hier war die wahre Erlösung ihrer Sehnsucht. Nicht Kopenhagen, nicht Skandinavien, nicht Segelschiffe, waren ihre Namen: nein, schweden, hochsteigen, weit in ein Menschenherz hineinschauen, aller Schwere los und ledig sein, das war's. Das hatte ihr Franz gemalt. Ihr Franz. Ein wagemutiger Kerl war er. Hieß nicht das schon auf ein gefährliches Seil steigen zu tollkühnem Wagnis, wenn man es auf sich nahm, nicht den gewöhnlichen sicheren Weg zu gehen, der sicher und ohne Gefahr zu einem sicheren Einkommen führen mußte! Ingenieur konnte ja jeder werden. Man ging eben aufs Poln-



Alfred Marxer: Karfreitag.
(Das Originalbild ist für die protestantische Kirche in Menziken (Aargau) angekauft worden.)

technikum, machte sein Examen und dann war man Ingenieur. Aber Maler! Man wußte es nicht zum voraus, ob man auch wirklich berufen war. Man mußte einem Triebe, einer inneren Stimme glauben. Mußte etwas wagen, etwas dransezehn, mußte Hohn, Verachtung auf sich nehmen, mußte Hunger leiden, warten und wieder warten und eine unendliche Geduld haben, arbeiten und wieder arbeiten, wegwerfen und wieder wegwerfen... um endlich vielleicht zu siegen. Ein Maler: das mußte ein Mann sein; ein Ingenieur aber: das konnte ebenso gut eine Memme sein. Ganz ebenso gut. Und Franz hatte gesiegt. Nun wäre er zu ihr gekommen, wenn alles noch stünde wie früher... Ja, wenn noch alles wäre wie früher.

Sie blieb eine lange, schnell verträumte Stunde beim Bilde, daß schließlich ein Wächter argwöhnisch um die Edenschaute und sie von da an nicht mehr aus den Augen ließ, als ob er ihr irgend ein schlimmes Attentat zutraue. Aber sie wollte das Bild ganz und völlig in ihren Sinn aufnehmen, ehe sie wieder ging. Die Briefe waren verbrannt, aber das Bild mußte ihr die Briefe hundertfältig ersezzen. An dieses Bild wollte sie denken und dann daheim einen langen, reuevollen Brief schreiben und alles beichten: ihre Verwirrung, ihre Täuschung, ihre Sünde und diese einzige wahre Offenbarung. Dann wird er wieder zu ihr zurückkommen. Vielleicht meint er dann, sie tue es nur, weil sein Bild vom Museum angekauft worden sei. Vielleicht denkt er dann: Ja, jetzt kann jede kommen und sagen, sie liebt mich. Vorher hätte sie es beweisen sollen! Aber sie würde ihm den Brief dennoch schreiben, möchte er denken, was er wollte. An ihr lag es, alles wieder gut zu machen und alle feindlichen Gedanken zu überwinden.

Zu Hause aber fiel ihr dieser Brief gar schwer. Hätte sie ihn doch im Angesichte des Bildes geschrieben. Aber im Stübchen flog wieder die Bernunk obenhoch auf und kam mit einer Ueberlegung nach der anderen, bis sie schließlich

den frischen Mut zu ihrem Bekenntnis ganz verloren hatte. Erst als sie am nächsten Sonntage mit Vater und Mutter auf die Schauenburg wanderte — ein ganz besonders heller und glänzender Tag war's — da brachte sie wenigstens ein Bruchteilchen des großen Vorsatzes zu stande. Sie schrieb eine Ansichtskarte an Franz und setzte unter das Bild ein paar herzliche Grüße. Wenn er sie noch liebte, so mußte das genügen. Und wenn er sie nicht mehr liebte, dann würde eben auch der größte Brief nicht mehr helfen. Von da an wartete sie eine Woche lang mit Ungeduld auf den Brieträger, verlor den Appetit vor lauter Hoffnung und Enttäuschung, aber eine Antwort kam nicht. Als dann eines Abends ein Besucher aus der Stadt vom Museum sprach und auch von den neu erworbenen Bildern und dabei die Neuherung tat, er habe an diesem „Seiltänzer“ nichts Besonderes finden können, mit dem allerbesten Willen nicht, sagte sie laut und ganz ungewöhnlich heftig: „Ich auch nicht. Es ist Humbug!“, daß die Eltern sie ganz verwundert anschauten und die Mutter sich gezwungen fühlte, um des anständigen Tones willen sich eines völlig unbekannten Malers und eines ganz unbekannten Bildes anzunehmen, weil es sich für ein wohlerzogenes Mädchen nicht schick, solche Urteile zu fällen; denn wenn das Bild nichts wäre, wäre es von der Museumskommission sicherlich nicht gekauft worden.

Rössli hatte es aufgegeben, eine Antwort zu erwarten, und freute sich, daß sie ihm nur ein paar herzliche Grüße geschickt hatte, denn nun brauchte sie wenigstens nicht zu fürchten, sich allzusehr gedemütigt zu haben. Herzliche Grüße waren ja bei weitem nicht irgend ein verräterisches und weitgehendes Geständnis. Nun spazierte sie wieder dann und wann zur Bank mit der weiten Aussicht, die sie lange sorgfältig gemieden und oft weggewünscht hatte, und setzte sich träumend auf die etwas vermoderten Bretter, deren Härte sie nicht spürte, und dachte an den Ingenieur. Schließ-



Schibi auf der Folter.

lich schrieb sie auch ihm eine Ansichtskarte mit herzlichen Grüßen. Denn ich bin es ihm eigentlich aus reiner Höflichkeit schuldig, sagte sie sich und gude von da an wieder eifriger nach dem Briefträger aus, froh, etwas tun zu haben. Und diesmal hatte sie mehr Glück. Drei Tage darauf kam die Antwort, ein schwerer Brief, sie wagte ihn kaum zu öffnen, so gewichtig und bedeutungsvoll kam er ihr vor. Aber dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein und las: „Hochgeehrtes Fräulein! Schon lange habe ich daran gedacht, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Aber ich habe immer wieder gezaudert. Ihre herzlichen Grüße haben mir endlich den Mut gegeben, Ihnen all das, was nun schon so lange in dieser Alpeneinsamkeit mein Herz bewegt, offen, wie es einem Manne geziemt, zu sagen.“ Rössli schaute auf. Jetzt würde es kommen. Sie spürte eine leise Angst. Aber dann beugte sie sich entschlossen wieder über den langen Brief und las weiter. Und wahrhaftig, jetzt kam's. (Forts. folgt.)

Martin Disteli als Kalendermann.

Die Museen in Solothurn und Olten zeigen ihren Besuchern mit Stolz ihre Disteli-Bilder und -Zeichnungen. Und mit gutem Recht. Denn Martin Disteli war ein Künstler von hervorragender Originalität. Was aber seinem Namen ganz besonderen Klang gibt, das ist der militante Geist und der persönliche Mut seines Trägers.

Martin Disteli wurde am 28. Mai 1802 zu Olten geboren, als der Sohn eines begüterten Fabrikanten. Er besuchte die Kollegialschulen in Solothurn und Luzern und später die philosophische Fakultät der Universitäten in Freiburg i. Br. und Jena. An letzterem Ort zeigt man noch heute den Karzer, den Distelis fröhlich-frecher Stift mit Karikaturen auf Jenaer Professoren und auf den steifen herzoglichen Minister und olympisch-unnahbaren Dichterfürsten Goethe versah. Nach Olten zurückgelehrte, bot ihm die am Stadttor angeheftete Religionsurkunde den ersten Heimatgruß.

Seine Existenz gründete Disteli nun, da ihm die zünftige Wissenschaft die Berufsausbildung versagt hatte, auf sein Künstlertalent. Er eröffnete einer Zeichnerschule, illustrierte zeitgenössische Bücher, wie Fröhlichs Fabeln und Bürgers „Münchhausen“ und war zeichnerischer Mitarbeiter illustrierter Blätter. Sein besonderes Gebiet wurden die Schlachtenbilder und historischen Zeichnungen. Seine

Arbeiten erschienen in Almanachen, Zeitschriften und Kalendern seiner Zeit; sie verschafften ihm den Ruf eines gewandten Zeichners weit über die Grenze seines Vaterlandes hinaus. Mit Vorliebe behandelte er heroische Motive, wo Kraft und Stolz und naturgewolltes Recht mit mit Anmossung und Überhebung und Thrennenwillkür. Sie widerspiegeln seine eigene Einstellung zu den Autoritäten aller Art im bürgerlichen Leben, an denen sich sein Eigenwillen und Unabhängigkeitssinn je und je gezeigt hat. Diese Veranschlagung zum Widerstreit machte ihn zum leidenschaftlichen Militär; damals waren solche zivile Eigenschaften noch nicht unvereinbar mit dem militärischen System; Disteli brachte es damit sogar zum Rang eines Obersten der solothurnischen Miliz. Bekannt ist auch seine führende Rolle im Kampf der Basellandschäftele gegen die Städter im Jahre 1831. Aus dieser Seelenstimmung heraus entstanden wie gesagt Distelis Historienbilder, so Winkelrieds Tod, die Belagerung von Solothurn, die Schlacht bei Murten, die Episoden aus dem Schwabenkrieg; der Abzug der Randecker Besatzung, die Konstanzer holen ihre Toten, die Eidgenossen überfallen das Lager in Dornach 1499, Hans Wal, Benedikt Fontana. Alle diese Darstellungen tragen den Stempel einer starken patriotischen Gesinnung. Der Patriotismus der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist aus der Zeitgeschichte heraus zu verstehen. Damals war die Schweizerfreiheit von innen und außen bedroht und der Geist der Abwehr, der Distelis Schlachtenbilder beherrscht, ist keineswegs nur nachempfunden; die geschwungenen Reulen, die Lanzen und Spieße und Zweihänderschwerter, auf Feindesleiber gezückt, die verkrallten Fäuste, die wut- und haßverzerrten Gesichter, sie sind der Ausdruck der politischen Mentalität des Freiheitskämpfers Disteli und seiner radikalen Zeitgenossen, und sie treffen darum viel sicherer den historischen Geist der Schweizer Heldenzeit als etwa die theatralischen und ästhetisierenden Schlachtenbilder eines Ludwig Vogel oder Karl Jauslin.

Dem Demokraten Disteli war es auch eine Herzenssache, die Märtyrer des Bauernkrieges, Schibi und Leuenberger in Schutz zu nehmen vor Haß und Verleumdung. Die heldenhafte Standhaftigkeit des ersteren auf der Folter und die würdige Haltung des letzteren vor dem spöttenden Stadtpöbel kontrastiert er mit der teuflischen Grausamkeit der aristokratischen Richter und der Henkersknechte und dem böswilligen Haß der Spießbürger und des Gassenvolkes.

Als Mitarbeiter verschiedener Kalender-Unternehmen — diese waren in der bewegten Zeit der Verfassungserneuerungen ganz auf den politischen Kampf eingestellt — kam



Leuenberger in Bern verspottet.